

vorsichtig. Ihr Balkengewirr scheint ein Notbau zu sein. Welch herrliches Bild: die erleuchtete Stadt unter uns, die im Fluß glitzernden Lichter, die dunklen Umrisse der Höhen, auf denen geradlinig die Mauern der Zitadelle gegen den fahlen Abendhimmel gerade noch erkannt werden können.

In der großen, spärlich erleuchteten Bahnhofshalle vertritt man sich einige Minuten die Füße. Heimatliche bayerische Laute treffen das Ohr, deutsche Buchhändlernamen stehen auf dem Verkaufsstand, in dem nicht welsche Literatur, sondern deutsche Bücher und Zeitungen zum Verkauf ausliegen.

Nach anderthalbstündiger Fahrt sind wir im lichterhellen Brüssel.

Der Nordbahnhof ist noch immer kein Weltstadtbahnhof. Genau wie vor fünfzehn Jahren. Alt, dunkel, rauchig, fast kleine Verhältnisse. Aber der Platz davor atmet Großstadtluft. Da ist Gewühl und Gedränge, Leben und Lärm am Fuße vielstöckiger Häuser. Von meinem Zimmer im Grand Hotel du Phare kann ich aus der Vogelperspektive auf das laute Getriebe hinabsehen. Das sieht nicht wie Krieg aus. So habe ich es in der Erinnerung. Nur die Schatten der Nacht verbergen, was bei Tageslicht an den Krieg gemahnt.

Die Hotelgäste scheinen ausschließlich aus Militärs zu bestehen. In dem echt belgischen Gasthauszimmer — glitzernde Spiegelwände, blanke Marmortische — sitzen speisende und trinkende Militärpersonen und Bürger.

Ein Straßenbummel zeigt das übliche, französisch angehauchte, halb gewöhnliche, halb überlegante, halb neckische, halb schamlose, flanierende, nichtsturende, genießende, leichtlebige Treiben der Boulevards. Elegante Läden mit weit geöffneten Türen, bis Mitternacht strahlend erleuchtete Schaufenster, hinter denen geschäftige Ladenfräuleins unermüdlich verkaufen, buntfarbene Riesenplakate mit schaudererregenden Bildern vor Duzenden von Kinns, schreiende Zeitungsfrauen an den Straßenecken, elegante weibliche Jugend, oft widersinnig unschön nach neuester Pariser Mode gekleidet, und stutzerhafte, schlaffe Männlichkeit, dazwischen die Armut, mit Zündhölzchen und Bleistiften handelnd oder betelnd.

Das ist Brüssel im Krieg?

Wenn die Brüsseler sich durch ihr Gebaren über den Krieg wegzutäuschen suchen, so mahnen Gestalten, die in der Luft des herbstwarmen Abends fremd zu sein scheinen, um so mehr daran.

Feldgraue, vornehme Offiziersgestalten, die langsam und schweigend die Straßen entlang schreiten, feldgraue Mannschaften, die hie und da stehen bleiben und betrachtend die fremde Welt auf sich wirken lassen, sind auch von der leichten Großstadtbevölkerung nicht zu übersehen. Und noch etwas anderes kann nicht unbeachtet bleiben und ruft gleich einem Mene tekel von vielen Straßenecken und Plätzen. Maueranschläge in größtem Format, mit fetten, deutlichen Buchstaben in drei Sprachen: deutsch, flämisch, französisch. Die Tagesberichte der obersten Heeresleitung, Verordnungen im Befehlsston, Bekanntmachungen. Zwischen klein gedruckten Zeilen groß wie ein Schrei: — »zum Tode.« — Die Bekanntmachung ist heute frisch angeklebt. Sie warnt unter Hinweis auf vollstreckte Todesstrafen an Spionen vor Nachahmung. Ein Mädchen kniet vor dem Plakat und buchstabiert, Männer und Frauen stehen gedrängt herum und lesen mit gestreckten Hälsen die Namen der Verurteilten.

Das ist Krieg.

Feuchte Morgennebel nässeln in den Straßen von Brüssel. Fester Soldatenschritt klingt zu meinem Fenster herauf. Unten marschiert eine Kompagnie quer über den Platz, auf dem das Leben erwacht. Klingelnde elektrische Straßenbahnen jagen sich, träge Droschkenpferde klappern über die Steine, Handwagen werden geschoben, fröstelnde Menschen eilen über das Pflaster, die Morgenblätter werden mit kreischender Stimme ausgerufen, Radfahrer winden sich lautlos durch das Gewühl. Ullsteinbücher!! Zu hören ist der Schrei nicht, aber zu sehen. Er füllt in größter Schrift ein Plakat, das auf einem der Holzhäuschen auf dem Bahnhofplatz sich jedermann auffallend hervortut. In drei oder vier solcher Holzbuden kann die neueste Kriegs- und Schützengrabenliteratur täglich frisch gekauft werden.

1434

Ich habe noch einige Stunden Zeit, mein Zug geht erst mittags. Die Kriegszeit hat den lebhaften Friedensfahrplan stark beschnitten. Die Stunden werden zu einem Gang durch die taghellen Straßen benutzt, um Erinnerungen an eine frühere Reise aufzufrischen.

»Stöne Ansichten, Minheer! — Minheer, kaufen Sie Postkarten, billig. Ich bin von Minken.«

Himmel, lüge nicht! Ein anderer will mich gar überzeugen, daß er ein Berliner sei. Die Zungen denken dadurch bessere Geschäfte zu machen.

Die Boulevards sind belebt wie sonst. Auf dem einzig schönen »Großen Platz« herrscht reger Marktbetrieb. Dazwischen ein höherer deutscher Offizier mit Umhangmantel, im Baedeker nachlesend. Einzelne Soldaten kaufen an den Ständen ein. Vor den Portalen der herrlichen gotischen Gebäude militärische Posten. Gleichmütig schauen die goldstrogenden, himmeltragenden Kunsthäuser auf diesen Wandel der Zeiten hernieder.

Den Justizpalast darf ich nicht vergessen, diesen anmaßenden Riesen unter den Brüsseler Häusern. Ein paar mächtige Mauerbeuger Mörser sperren ihm zur Seite ihre drohenden Mäuler auf gegen die tieferliegende gewaltige Stadt, bereit, jeden Augenblick Verderben zu speien.

In den Läden, in Cafés zuvorkommende Höflichkeit. Man wird französisch gefragt und antwortet deutsch. Die beiden Landessprachen und das Deutsche haben Gleichberechtigung. Man hat schon recht schön deutsch verstehen und mit deutschem Gelde rechnen gelernt.

Das großstädtische Schienengewirr verengt sich zu schmalen Geleisen zwischen abgeernteten Herbstfeldern.

Ein anderes Bild. Löwen.

Erwartungsvoll schaut man der Ruinenstadt entgegen.

Hier ein ausgebrannter Bauernhof. Da eine Hauswand mit leeren Fensterhöhlen. Vereinzelt. Links wieder eine Trümmerstätte, jetzt eine Reihe nebeneinander und jetzt — der Zug hält: Haus an Haus und Straße an Straße ragende Backsteinmauern, zerbrochen, dachlos, inhaltlos. Es ist ein Vorort, in dem Aufbruch tobte und erschlagen ward.

Ein leeres und trostloses Gefühl nimmt man aus dem zerstörten Löwen mit hinweg. Die Erinnerung an Zeitungsberichte über Geschehnisse fürchterlicher Art, verblendeten Wahnsinns, verbrecherischer Tüde zittert im Gedächtnis nach, wenn man die Trümmerstätten von Löwen gesehen hat.

Landsturmlente, die bei den überfallenen Kompagnien waren, haben mir später Schilderungen gegeben, wie in ruhiger Abendstunde auf ein Zeichen plötzlich die nicht enden wollenden Schüsse aus allen Fenstern blizten. Wer wagt es, die zu schmähen, die maßlose Wut über die Hinterlist der vorher falsch lächelnden Gesichter erfaßte, die Vergeltung übten und üben mußten, um die Gefahr zu beschwören und das eigene Leben zu retten! Nicht Wut über die Vernichtung des Lebens der Kameraden allein trieb sie, sondern auch ein Gefühl der Scham, gemeinem Verrat gegenüber zu stehen. Ganze Straßenviertel, in denen verabredetes Morden begann, haben die Untat büßen müssen. Erschüttert, aber mit Verständnis für die schwer lastende Gerechtigkeit einer harten Strafe durchwandelt man die niedergelegten Straßenseiten, in die nun schon Ordnung gebracht ist durch Aufschichten der Backsteine, Zusammenlegen von Eisenteilen, Stützen schwankender Mauerreste, Anlage von Rinnen für Abfluß des Regenwassers, Absperrern offener Kellerlöcher. Zwischen Trümmern und Schutthäufen stehen vereinzelt, aber nicht selten, bewohnte, umverehrte Häuser, als Zeugen dafür, daß nur Besitz Schuldiger Strafe zu leiden hatte. Aus der Mitte aller Zerstörung ragen unverlezt wie ein Heiligtum die wunderbaren gotischen Formen des Rathauses zum Himmel empor. Der schwerste und unersehlichste Verlust ist in dem Untergang der Universitätsbibliothek und ihrer etwa 226 000 Bände, unter denen überaus wertvolle Handschriften waren, zu beklagen.

Vielleicht wirken die Zerstörungen in Löwen gerade deshalb so eindrucksvoll, weil sie einen so scharfen Gegensatz zu den nicht zum Bahnhofsviertel gehörigen Teilen bilden, die völlig unbe-